Ein todtes Leben.

Von Marco Brociner.

Er sah jetzt als fünfunddreißiger Mann fast ebenso aus wie vor fünfzehn Jahren, da er zum ersten Male als angestellter Bankbeamter das Bureau der Buchhaltung betreten hatte, wo sich seither sein Leben in eintöniger Gleichförmigkeit abspann. Sein blonder Vollbart, der ein längliches, kränklich bleiches Gesicht umgab, war eben so verwühlt und ungepflegt, sein Haupthaar eben so kurz geschoren und borstig emporstarrend wie dazumal. Nur seine Augen hatten ihren einstigen Glanz verloren. Es waren dunkle Augen, die müde, verträumt, oft verdüstert auf die langen Seiten des Hülfsbuches starrten, das auf dem Stehpult vor ihm lag. Wie heute, stand er seit fünfzehn Jahren vor demselben Pult, in demselben schmalen, halbdunklen Raum, dessen drei Fenster auf einen kleinen Hof hinausgingen. Was war nicht Alles während dieser Zeit geschehen! Seine ehemaligen Collegen hatten geheirathet, waren Familienväter geworden, waren avancirt. Er aber war Junggeselle geblieben. Ihn hatte man stets bei den Beförderungen übersehen, vergessen, vor seinem Hülfsbuch stehen gelassen. „Ein braver Mensch, dieser Felder", hieß es, „aber er hat keine Energie, keinen Ehrgeiz, beschäftigt sich zu viel mit anderen Sachen, mit Musik, er hat kein rechtes Verständniß für das Bankfach!" Das war das allgemeine Urtheil über ihn. Er wußte es, er opponirte nicht dagegen. Wozu auch? Es hätte ja doch nichts genützt. Er gehörte unter diejenigen Leute, deren Existenz man vergißt. Er war ja ein „Vergessener". Mit diesem Worte hatte ihn auch eines Tages der Procurist, sein Jugendfreund, Fritz Stein, lachend bezeichnet. Und seither nannte man ihn in der Bank scherzweise den „Vergessenen". Er hatte selbst darüber gelächelt, als er hörte, wie ihn der Procurist charakterisirt hatte. Es war freilich ein wehmüthiges Lächeln. Er dachte, ein gutes Wort des Procuristen hätte längst genügt, um ihn von dem verhaßten Hülfsbuch, an das er seit Jahren gefesselt war, zu erlösen. Aber er entschuldigte ihn gleichwohl. Fritz Stein hatte ja andere Sorgen im Kopfe! Er staunte oft über seine geschmeidige Beweglichkeit, über seine rastlose Thätigkeit, über seinen fabelhaften Glücksstern! Wie rasch war sein Jugend-Freund von Stufe zu Stufe emporgeklommen! Voriges Jahr noch Procurist und nun seit einigen Tagen der gewaltige Director der Bank! Sein kühnster Wunsch war in Erfüllung gegangen! — Vor fünfzehn Jahren hatten sie Beide zu gleicher Zeit angefangen, Beide hier nebeneinander gearbeitet und heute .... er — ein Vergessener, den man aus Gnade behält und der Andere ....

„Director", murmelte er und strich mit der Hand über die Augen.

Da öffnete sich die Thür. Er hörte, wie die anderen Beamten sich von ihren Sitzen erhoben. Er schaute sich um. Der Director war eingetreten: ein kleiner, unersetzter Mann mit einem vollen Gesicht, einen goldenen Zwicker auf der Nase.

„Dank' schön für Deinen Gratulations-Brief, Felder", lachte er, „ich komme persönlich, um Dich zu meiner heutigen Soiree, anläßlich meiner jüngsten Beförderung höflichst einzuladen. Ich bin nun schon sechs Monate verheirathet — und Du läßt Dich bei mir nicht sehen. Was soll das heißen? Meine Frau will Dich kennen lernen. Ich hab' ihr von Deinem Clavierspiel erzählt und Du wirst begreifen, daß sie sich als frühere Opernsängerin für einen Musicus, wie ich Dich gerühmt habe, interessirt. Also keine Ausflüchte! Du kommst! Wir sind ja übrigens seit einigen Wochen Nachbarn. Da will ich Dich öfters bei mir sehen. Also abgemacht."

Er hatte auffallend laut gesprochen, damit die Anderen es hörten, daß er — Fritz Stein — der Director, mit seinem einstigen Jugendfreund noch immer auf dem Duzfuß verkehrte.

„Ich komme", sagte Felder, das Gesicht von einer dunklen Röthe übergossen.

„Nun denn, auf Wiedersehen." Er zog seine Cigarrentasche hervor, reichte Felder eine Cigarre, drückte ihm dann die Hand und ging.

* * *

Bald darauf — es war sechs Uhr — verließ Felder die Bank. Er wanderte heim. Aber nicht gemächlich und ruhig wie sonst, sondern mit weitausgreifenden Schritten, wie von einer inneren Unruhe getrieben. Und auch sein bleiches Gesicht hatte nicht den sonstigen müden, theilnahmslosen Ausdruck. Es ging ein Zucken und Vibriren um seine Lippen, und seine Augen hatten einen fieberhaften Glanz. Und während er so dahinhastete, überkam ihn allgemach dasselbe dumpfe, schmerzliche Gefühl, das er am Hochzeitstage Stein's in dem Momente empfunden, da dieser mit seiner Braut die Kirche betrat. Schon Monate vorher hatte man in der Bank davon gemunkelt, daß Stein bei einer Geschäftsreise in Deutschland in eine Opernsängerin sich verliebt und die ernstliche Absicht hätte, sie zu heirathen. Man wollte es nicht recht glauben. Stein war doch ein geriebener Practicus, klug, kühl, berechnend! Aber dieser geriebene Practicus überraschte eines Tages gleichwohl seine Freunde und Bekannte mit der Mittheilung, daß er sich mit der Opernsängerin Fräulein Fels, die sich von der Bühne zurückgezogen, verlobt habe. Und nur wenige Wochen später fand auch die Trauung statt. Die Braut war nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber wie sie neben dem kleinen, untersetzten Manne vor dem Traualtar stand — ein reifes, schlankes, üppiges Weib, das Haupt mit dem röthlichblonden schweren Haar emporgeworfen, in den Augen eine dunkle Gluth, da begriff man, wie es gekommen, daß der sonst so kluge, kühle, berechnende Geschäftsmann von einer Herzensneigung sich hatte überwältigen lassen. Auch der „Vergessene" befand sich in der Kirche. Als er die Braut erblickt hatte, war er jählings zusammengefahren. Dann stand er mit finster gefurchten Brauen da, die Augen unverwandt auf sie gerichtet. Die vollen Accorde der Orgel umbrausten ihn eine Weile. Dann wurde es still. Die Feierlichkeit war vorüber. Das neuvermählte Paar schritt zwischen einem Spalier von Herren, die es beglückwünschten, hinaus. Jetzt streifte auch ein Blick der jungen Frau über ihn hin. Sie hatte dabei mit keiner Wimper gezuckt. Und der gleiche fremde, gleichgültige Blick traf ihn jedesmal, so oft er sie seither grüßte. Erkannte sie ihn nicht? Oder wollte sie ihn nicht mehr kennen, nicht an die Vergangenheit erinnert werden? Galt er auch ihr als ein Vergessener, dem man keine Beachtung schuldet? Diese quälenden Fragen waren in den letzten Monaten immer wieder und wieder in ihm aufgetaucht, ohne daß er darauf eine Antwort fand. Jetzt aber hatte er von ihrem Manne selbst gehört, daß sie ihn zu sehen, zu sprechen wünsche. Die Vergangenheit war also doch nicht todt in ihr, wie er oft gedacht. Sie hatte ihn also nicht vergessen! „Ich besuche die Soiree", sagte er halblaut vor sich hin und eilte die Treppe zu seiner Wohnung empor.

* * *

Einige Minuten später hatte er seine Toilette gewechselt. Er betrachtete im Spiegel sein Ebenbild. Der Frack saß gut. Dann nahm er den Claquehut und ließ die Feder spielen. Hernach musterte er sein Gesicht. Wie todtenbleich er war! Wie seine Augen glühten! Wie sein Kinn bebte! Er erschrak. „Warum diese Angst?" fragte er sich. Und bei dieser Frage wallte es heiß in ihm auf. Er fühlte, wie ihm die Knie zu schlottern anfingen. „Ich bin doch nicht krank", murmelte er und ließ sich auf einen Stuhl niedergleiten. Es war still um ihn.

Durch das offene Fenster strömte ein frischer Luftstrom an seine heiße Stirn. Er blickte hinaus. Er sah, wie am blaßblauen Himmel einige Sterne schüchtern die Augen aufschlugen. Und wie er so sinnend dasaß, da war es ihm, als versinke die Gegenwart. Die Vergangenheit erwachte und stand vor ihm, licht und klar. Das schöne, reife, üppige, stolze Weib drüben, das jetzt so fremd über ihn hinwegblickte, war dazumal ein siebzehnjähriges Mädchen, das Töchterlein einer Beamtenwittwe, bei der er wohnte und die sich das Letzte vom Munde absparte, um ihr einziges Kind für die Oper auszubilden. Er selbst half in der ärmlichen Wirthschaft getreulich mit. Und als endlich Emma ein Engagement bei einer Provinzbühne erhielt, da war er [illegible] wieder, der sich in Schulden stürzte, um sie für die erste Fahrt in's Leben auszurüsten. Er that es wie etwas Selbstverständliches, ohne den geringsten Dank dafür zu verlangen. Eines Abends aber, da sie allein waren, faßte sie ihm beide Hände, schaute ihm tief in die Augen und fragte ihn: „Warum opfern Sie mir so viel?" Er antwortete nichts darauf, sondern setzte sich an's Clavier und schlug einen Accord an. Sie kannte sein Lieblingslied. Ihre glockenhelle Stimme ertönte: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich Dich fort." Er begleitete sie. Und als sie geendet, hielt er ein Weilchen inne, blickte lächelnd zu ihr empor und begann hernach auf dem Flügel zu phantasiren. Einige Motive aus dem Lied, das sie gesungen, tauchten auf, verschwanden, und nun strömten seine eigenen melodischen Erfindungen hervor, wie sie ihm der Moment eingab. Und was er in Worten nicht zu gestehen wagte, das sprühte jetzt in Tönen auf, in die er Alles hineingoß, was ihm die Seele bewegte: seine junge, scheue und doch so leidenschaftliche, wilde Liebe. Und als die Klänge verhallt waren, da standen sie sich Beide gegenüber. Sie sagten nichts, sie fragten nichts, sie schauten sich mit stummberedten Blicken an, bis sie auf einmal an seiner Brust lag, lachend, weinend vor lauter Glück und Seligkeit ... So hatten sie sich gefunden. Das war das Märchen seines Lebens gewesen, eine einzige Stunde nur, die aber immerdar in ihm nachgehallt hatte wie eine süße, wehmüthige Melodie. Einige Tage später war sie abgereist. Er hörte noch eine Zeitlang von ihr, las ab und zu ihren Namen in den Zeitungen. Und dann erfuhr er nichts mehr über sie. War sie gestorben, verdorben? Er wußte es nicht, bis er sie plötzlich als strahlende Braut in der Kirche getroffen hatte.

* * *

Seither hatte sein ödes Dasein wieder Inhalt und Fülle gewonnen. Seither träumte er wieder, wenn er in sein Hülfsbuch Buchstaben und Ziffern hineinschrieb, träumte er von jener einzigen Frühlingsstunde seines Lebens. Der Zauber dieser Stunde umfing ihn auch jetzt. Er sprang auf und stürmte hinaus. Auf der Straße angelangt, blieb er stehen und starrte auf das gegenüberliegende Haus, dessen zweiten Stock der Direktor bewohnte. Die Fenster waren offen. Er sah in dem strahlend erleuchteten glänzenden Saal Gestalten sich hin- und herbewegen. Er zog die Uhr: in wenigen Minuten Zehn. Er sann. Sollte er jetzt noch hinaufgehen? Welche Rolle würde er dort oben spielen, inmitten dieser Börsenfürsten und Directoren, er, der „Vergessene", einer der bescheidensten, letzten Bankbeamten? Was ist er, verglichen mit den Anderen oben? Eine Null, ein Mensch, über den man hinwegsieht, dem man höchstens ein mitleidiges Lächeln gönnt! Und nun sollte in seinem ganzen Elend, in seiner ganzen Nichtigkeit vor ihr, der schönen, Frau seines Directors dastehen! Nein! stöhnte er auf, und er fühlte, wie ein wilder Haß in ihm aufstieg gegen jenen Mann oben, der ihn bei dem Hülfsbuch verkommen ließ. „Ein Vergessener" flüsterte er und ging weiter. Nach einer Weile verhielt er die Schritte. Er stand auf der Flußbrücke. Er lehnte sich an das Geländer und blickte hinab auf die gurgelnden Wellen, über die wie Glühwürmchen Mondlichter hin- und herhüpften. „Das Hülfsbuch", sagte er plötzlich. Und er sah es auf dem Stehpult vor sich liegen, jenes Hülfsbuch, an das er fünfzehn Jahre seines Lebens geschmiedet war. Nun wurde ihm klar: Dieses Hülfsbuch war sein Unglück! Das hatte seinen Geist, seine Energie und jene Kraft in ihm gebrochen, gelähmt, ertödtet, durch die er sich vielleicht zu einem Künstler emporgerungen hätte! Und vor diesem Hülfsbuch wird er nach wie vor stehen, Jahre hindurch, sein ganzes Leben lang und immer wieder Ziffern malen. Und er sah die Ziffern vor sich, ein ganzes Heer von Ziffern, und die reckten und streckten und rundeten sich, bis ein unendliches Gewirr von dünnen, putzigen Gestalten daraus wurden, die ihn alle höhnend umgaukelten. Das waren seine Geschöpfe, seine Werke! Damit hatte er fünfzehn Jahre seines Lebens verbracht... Ein Angstgefühl durchschauerte ihn und ein Bangen vor diesen furchtbaren Ziffern, die ihn umspannen, umstrickten, den Athem raubten und immer tiefer hinabgezogen in das blitzende Gewoge. Da schlug eine glockenhelle Stimme an sein Ohr. Die kam von jenem strahlenden Saale her. Es war das alte Lied seiner einzigen Frühlingsstunde: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich Dich fort!" Er lauschte der Melodie und die wundersame Weise, aus der das Märchen seines Lebens lachte und weinte, umsummte ihn noch, als er, ein stiller einsamer Mann, den Weg nach Hause einschlug.

Ein Regentag.

Stimmungsbild von Sandor Barinkay.

Ein langweiliger Herbsttag. Der Regen rieselt dicht und unaufhörlich nieder, kalte Nebel wogen vor den Fenstern. Frau Lore weiß gar nicht, was sie mit den langsam sich hinschleppenden Stunden beginnen soll. Besuch zu machen bei diesem Wetter ist ihr ebenso unangenehmer Gedanke wie wahrscheinlich Anderen auch, denn es kommt Niemand zu ihr. Die Uhr zeigt auf nahezu 12 und noch ist die Klingel heute von keinem Menschen als den verschiedenen Lieferanten für die täglichen Bedürfnisse in Bewegung gesetzt worden!

Was soll sie thun? In die Küche gehen? In dem blau- und weißgetäfelten Kochraum steht eine perfekte Köchin, die sie stets mit scheelen, ja bösen Augen ansieht, wenn sie sich erlaubt, einzutreten und einen Blick auf die Vorräthe oder die Töpfe auf dem Herde zu werfen! Die gute Person fühlt sich wohl in ihrer Berufsehre gekränkt!

Und — dem Gatten Lores ist es ja auch durchaus einerlei, wessen Hände die Speisen zubereiten, die auf die Tafel kommen. Wenn sie nur gut sind, sehr gut und sehr akurat behandelt. Er hält, wie die eisten Männer, viel auf einen feinen Tisch und hatte darum, schon ehe einst die Hochzeit gefeiert war, eine ausgezeichnete Köchin für den neuen Haushalt engagirt. Er wollte wohl keine angebrannten Saucen, zähen Beefsteaks u. dergl., wie sie junge Frauen so gern herzustellen pflegen, riskiren! Mein Gott, wie leicht ist solch ein Malheur geschehen, auch bei Hausfrauen älterer Jahrgänge! Und die Männer sind so wüthend darüber! Und gerade gegen die Frau! Einer Köchin wird in der Regel eher Entschuldigung zu Theil! Und eine Frau hat doch um so viele Pflichten mehr, als jene, extra zu dem einen Zwecke genommene Person?!

Frau Lore kommt nach dieser Abschweifung ihrer Gedanken wieder auf die Langeweile zurück, die sie quält. Eine Handarbeit könnte vielleicht diesem Uebel steuern? Sie tritt an ihren Arbeitskorb, hebt den Deckel, und vor ihr liegt ein duftiges Gebilde von Seide, zart bestickt, halbvollendet. Sie nimmt es auf; aber mit einem Gefühl des Ekels läßt sie es plötzlich wieder fallen. Wie haßt sie eigentlich diesen Schnick-Schnack, diesen Tand, diese Vergeudung an Material, Zeit und Sehkraft! In unseren stürmischen, ernsten Tagen voll Kampf um Brod und Arbeit diese Spielerei!

Frau Lore muß lächeln. Welche Stellung nimmt denn sie in diesem „Kampfe um Brod und Arbeit" ein? Gar keine! Sie steht ihm ja durchaus ferne! Sie ist geborgen und lebt im Wohlstande! Die Sturmwellen der aufgeregten Zeit nivelliren sich, ehe sie zu ihr dringen, oder verspritzen höchstens in einem pikanten Salongespräch!

Die sonst so gleichmäßig-ruhige Frau ist heute entschieden in revolutionärer Stimmung. Die Langeweile macht sie mißmuthig und rebellisch. Ihr ist entsetzlich unbehaglich zu Muthe. Sie greift seufzend nach einem Buche. Es ist ein englischer Roman, der ihr in die Hände kommt. Verächtlich wirft sie ihn nach einigen Minuten zur Seite. Der sentimentale Sermon von Liebe und immer wieder Liebe greift ihre Nerven an. Sie liebt Romane im Allgemeinen nicht; heute insbesondere nicht.

An's Fenster tretend, späht sie nach dem Wetter, ob nicht dennoch ein Spaziergang, ein Besuch zu wagen wäre. Aber der Regen fließt stetig und in ausgiebigen Schnürchen nieder. Auf der Straße sind große Lachen und Pfützen, in denen die Kinder jubelnd herumpatschen. Schreiend stiebt die Schaar plötzlich auseinander; die Dampftrambahn kommt herangesaust und hält direkt unter dem Fenster. Lore schaut neugierig zu, wie die Leute an der Haltestelle in Mänteln und Havelocks und mit nassen Schirmen aussteigen. Sie sieht kein bekanntes Gesicht. Verdrießlich wendet sie sich ab und beobachtet müde den Führer der Locomotive, der mit geschäftiger Eile an der Maschine hantirt. Nun ist er fertig und beugt sich vor, als erwarte er Jemanden. Schon schrillt der Pfiff des Kondukteurs, da kommt in großen Sätzen, mit hochrothen Wangen, ein junges Weib gesprungen.

Im Arme trägt sie ein Kind mit bloßen Füßchen, mit der zweiten Hand hält sie behutsam einen Korb empor und reicht ihn nun eilig dem Führer der Maschine. Vermuthlich erhält er dessen frugales Mittagsmahl. Der Mann stellt ihn neben sich, packt schnell den Kleinen und preßt ihn an sein rußiges Gesicht. Dann giebt er ihn der lächelnden Mutter zurück, nickt ihr freundlich zu und der Zug setzt sich in Bewegung. Das Weib in dem dürftigen Anzug, mit der blauen, verblichenen Schürze bleibt trotz des Regens stehen und sieht der abfahrenden Bahn nach; der Junge strampelt und streckt die dicken Aermchen aus mit dem Rufe: „Papi! Papi!"

Lore verläßt das Fenster. Die kleine Scene hat sie sonderbar berührt. Ein undefinirbares Gefühl erfaßt sie. In Beklemmung, Unruhe, in Wehmuth beinahe hebt sich ihre Brust.

Und sie hört noch immer das helle, sehnsüchtige „Papi, Papi" herauf. Sie legt sich auf die Ottomane und drückt ihr Gesicht in das weiche Kissen. Sie möchte weinen, heiß, bitter weinen.— —

In der Etage über ihr ist vor einigen Tagen eine neue Partei eingezogen. Lore weiß nicht, wer! Sie kümmert sich auch nicht darum. In der Großstadt wohnen ja die Menschen so enge neben- und übereinander und Keines frägt nach des Andern Nam' und Art.

Von da oben herab hört sie jetzt rauschende Pianoklänge. Aus dem melodischen Gewirr von Tönen löst sich allmälig Gradiers melancholische „Paloma". In die Augen Lores schießen jäh die zurückgehaltenen Thränen.

Warum weint sie? Ist sie nicht glücklich?

Und getragen von den Wellen der gedämpft niederklingenden Musik wandert ihr Geist umher in dem Labyrinth der Zweifel und ruhelosen Betrachtungen.

„Nicht glücklich? O ja, doch! Ihre Ehe ist so friedlich, so harmonisch! Ihre Wünsche kann sie befriedigen; sie hat Freunde, liebe Bekannte; sie hat keine Sorgen, keinen Kummer, keinen Schmerz. Früher, gleich zu Anfang ihrer Ehe, ja, da brauste wohl mancher Sturm über ihre Seele. Aber das ist lange, so lange her! Sie zählte zwanzig Sommer damals und jetzt just nochmal so viel! Und seit mehr denn einem Jahrzehnt verliefen die Tage so geordnet, in wohlthätigem Gleichmaß: blieben Gefühle, Freuden, Pflichten, wie überhaupt das ganze Leben!

Ja, sie kann glücklich sein! Ihr Gatte ist gut, begegnet ihr achtungs- und rücksichtsvoll, er ist fleißig, thätig, ohne beherrschende Leidenschaft, ohne jede Spur von Tyranneisucht. Er ist ruhig und sanft, so sehr, daß sich einst ihr Uebermuth, ihr jugendliches Ungestüm überraschend schnell glätteten an seiner Seite.

Sie muß glücklich sein! Aus guten aber einfachen Verhältnissen hervorgegangen, ist sie durch ihren Gatten in eine Atmosphäre voll Wohlbehagen, Eleganz und Reichthum versetzt worden. Dinge, deren Werth ihre ruhige, praktische Natur wohl zu schätzen weiß.

Und woher nun doch diese wohl nur aus purer Langeweile entsprungene Schwankung ihres Seelenfriedens? Diese Empfindung des „Ueberflüssigseins", die sie heute wie so manchmal quält? Die Liebe ihres Gatten hat nichts Individuelles, nichts Starkes und Inniges an sich; er würde wohl ebenso glücklich und friedlich leben mit einer anderen Frau, die die ruhige und sanfte Natur hätte wie sie?! Er liebt nur den Charakter in ihr, nicht die Seele!

Und wie muß doch der Gedanke beglücken, einem anderen Wesen unentbehrlich zu sein, nothwendig zu seinem Gedeihen, seinem Frieden, seinem Glücke?! Wie müssen in solcher Seligkeit die herrlichsten Fähigkeiten erwachen, Herz und Geist erstarken und von unwandelbarer Freude und Zufriedenheit erfüllt sein!

Aber so! Ist ihr Leben nicht nutzlos? Ein armseliges Dasein ohne Werth und Gehalt? Ein Puppendasein voll banaler Genüsse, voll geringer, nichtssagender Pflichten, ohne jedwede Anspannung der reichen Kräfte, die in der Menschenbrust wohnen? Ja, wenn nur irgend ein großes, mächtiges Gefühl sie beleben würde! Wenn auch nur ein großer Schmerz! Ein Kummer, an den sie die Kraftempfindung ihrer Seele verschwenden könnte! Sie wünscht es sich ganz leidenschaftlich! Nur diese Oede nicht, die sie peinigt, wenn sich manchmal die Stunden in der gewohnten Weise mit Besuchen und Einladungen, Musik, Spaziergängen, Toiletten u. dgl., dem usuellen Zeitvertreib einer reichen Frau, nicht ausfüllen lassen! Nur diese Oede nicht, der Mißmuth, Zweifelsucht und Qualen aller Art entsprießen....

Hin und wieder ist es ihr wohl, als schlummere ein Weh in ihrer Brust, aber es liegt im Dunkeln, unerforscht, unangetastet — und sie hat nicht den Muth und die Ausdauer, es zu ergründen. Leise nur und selten fühlt sie sein Vorhandensein.

Die Uhr schlägt und schreckt Lore auf. Sie erhebt sich und durch Thränen, als wollte sie die gequälte Seele aufrichten an dem Anblick, mustert sie das luxuriös eingerichtete Zimmer, in dem sie sich befindet. Dieses enthält Alles, was eine vornehme Frau zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Bequemlichkeit nur haben kann. In orientalischem Stile ausgestattet macht der Raum einen üppigen, leuchtenden Eindruck und ist so ganz geschaffen, ein lebens- und genußfrohes Weib zu beherbergen!

Lore trocknet sich die nassen Augen. Sie schilt sich thöricht ob ihrer Selbstquälereien und streicht lächelnd über das steinerne Haupt der Klytia, die auf einer Säule steht. Darüber hängt im Eberholzrahmen ein hoher Spiegel, und dieser zeigt klar das Antlitz der sinnenden Frau. Sie erschrickt; die Augen sind verweint, die Wangen durch rothe Flecken entstellt! Und in wenig Minuten kann ihr Gatte kommen! Was soll er denken?

Eilig verläßt sie das Zimmer und huscht über den Korridor in das Schlafgemach. Frisches Wasser und ein bischen „Poudre de riz" können den Schaden wieder gut machen. Als sie zurück will, hört sie im Treppenhaus Schritte. Sie schiebt den Vorhang, der das Flurfenster deckt, ein wenig beiseite und späht hinaus, in der Meinung, es sei bereits ihr Gatte, der die Stufen heraufsteigt. Durch das Stiegengitter erblickt sie ein fremdes, ernstes Männergesicht, eine elegante, sympathische Erscheinung.

Droben ist jäh die Musik verstummt; nun wird hastig die Thüre geöffnet und herunter stürmt ein sechs- bis siebenjähriger Knabe. Sein Gesicht strahlt, er nimmt zwei, drei Stufen auf einmal und fliegt dem Kommenden an den Hals. Umsonst sucht ihn dieser zu beschwichtigen; das Plappermäulchen küßt und schwatzt und jubelt; bei einer Wendung sieht Lore das Gesicht des Mannes wieder: der Ernst ist verschwunden, es strahlt und leuchtet ebenfalls in vollster Freude. Innig halten sich Beide an den Händen und steigen so empor. Auf dem letzten Absatz der Treppe steht fitzig und lächelnd ein angehendes Backfischchen und grüßt mit freundlichem Anmuth: „Guten Tag, lieber Papa!"

Lore erspäht noch, wie der Herr sich zärtlich niederneigt — dann der jauchzende Ruf des Knaben „Mama, Mama" — eine sanfte Frauenstimme — und die Thüre fällt in's Schloß ....

Lore athmet schwer. Sie lehnt sich wie ohnmächtig an die Mauer. Das schlummernde, bis jetzt ihr kaum bewußte, leise Weh ist ihr plötzlich klar geworden, ist angewachsen zu einem großen, heißen Schmerz, der mit aller Macht und Gewalt Besitz ergreift von dem friedegewohnten Herzen — nun weiß sie, weshalb ihr das eigene Leben oft nutzlos erscheint — woher das Gefühl des „Ueberflüssigseins"! Ihre Augen sind sehend geworden, ihr Herz ist erwacht aus der Täuschung, die sie wähnen ließ, daß sie Alles habe, was den Menschen glücklich macht — —

Der vermessene Wunsch von heute ist erfüllt: sie hat einen Schmerz und einen Kummer, der an den Kräften ihrer Seele zehren wird, der ihr treuer Gefährte ist in einsamen Stunden. — —

Ihr Gatte mustert sie befremdet, als er kommt.

„Bist Du unpäßlich, Lore?"

Sie erhebt sich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung.

„Nein, o Nein!"

Die Antwort klingt klar, aber müde.

„Ich habe zwei famose Plätze für „Tannhäuser" gekauft. Ein Gast singt den „Wolfram". Es interessirt Dich doch, nicht wahr?" fragt er und seine Blicke haften forschend und begehrlich an der Suppenterrine, während er sich niederläßt.

Lore nickt geistesabwesend und bedient ihn.

Als sie am Abend im Theatermantel, an der Seite ihres Gatten, aus der Wohnung tritt klingt oben schon lustige Hausmusik: Plaudern, Lachen und Singen, Kinderjubel! Durch das stille Treppenhaus hallt gedämpft diese Sinfonie des Glückes, in tausendfacher Stärke aber tönt sie in die wunde Seele Lores und rauscht dort lauter und mächtiger als die stürmischen leidenschaftdurchglühten Melodien des „Tannhäusers" ....

Brückenbauende Ameisen

beobachtete der Missionspater de Deken am Kongo. Die Ameisen bilden wegen ihrer Zerstörungswuth in ganz Mittelafrika eine wahre Plage. Namentlich ist eine kleine schwarze Ameise gefährlich, die einen Uebelkeit erregenden Gestank verbreitet, jedenfalls weil sie so gern Aas frißt. Diese Ameisen sind gewissermaßen die Todtengräber für Alles, was einmal lebte, selbst für den Menschen. Aber sie warten nicht, bis er todt ist; wird ein sterbender Neger seitwärts des Pfades hingelegt, so ist er nach 5 Minuten mit einer Legion dieser schwarzen Ameisen bedeckt und verendet unter ihren Bissen. Unter gewissen Umständen kann diese ihre Gier nach Fleisch dem Menschen nützlich sein. Will man von irgend einem Thier das Skelett aufbewahren, so braucht man den Kadaver nur den Ameisen überlassen: in 4—5 Tagen haben sie selbst bei größeren Thieren die Knochen vollständig von den Weichtheilen befreit (was übrigens unsere einheimischen Ameisen bei kleineren Thieren, z. B. Mäusen, Eichkätzchen u. s. w. ebenso gut verstehen). Die Schnelligkeit, mit der diese Thiere einen todten Körper finden, ist wunderbar. Schießt man z. B. einen Vogel vom Baum herab und findet ihn nicht gleich in dem Unterholz, so kann man sicher sein, daß er nach kurzer Zeit schon von den Ameisen in Besitz genommen ist. So schoß de Deken eines Tages einen ihm unbekannten Vogel, um den Balg aufzubewahren. Er sah ihn vom Zweige fallen; zwei Negerjungen suchten eine halbe Stunde in dem Gewirr der Lianen vergeblich danach. Plötzlich rief der eine: „Pater, hier muß er sein, denn die schwarzen Ameisen sind hier so zahlreich." de Deken trat hinzu und sah, wie die Ameisen in einem langen Zuge auf einen Baumzweig zusteuerten. Da lag auch der Vogel, er war nicht ganz zur Erde gefallen; aber die Ameisen hatten ihn schon so zugerichtet, daß der Pater auf ihn verzichten mußte. Diese Art von Ameisen frißt nur Fleisch und vergreift sich nie an Früchten, noch an menschlichen Gerichten, während eine andere nur nach Süßigkeiten lüstern ist.

Dem Menschen am lästigsten wird eine große rothe Holzameise, weil sie in die Wohnungen dringt. Die Neger besitzen jedoch ein ausgezeichnetes Abwehrmittel gegen sie, nämlich das Maniokmehl. Ein Streifen Maniokmehl bildet für diese Ameisen auf ihrem Wege einen unübersteigbaren Wall, während irgend ein anderes Mehl diese Schutzwirkung nicht hat. Die Beißkraft dieser rothen Ameisenart ist erstaunlich; sie beißen durch die Strümpfe und selbst durch die Beinkleider hindurch. Auf ihren Wanderzügen bewegen sie sich stets in ganz bestimmter Marschordnung, mit Vortrupp, Seitendeckungen u. s. w., wo ein solches Heer vorüberzog, ist hernach der Boden zwei Centimeter tief ausgetreten, und Tage lang hinterher wagt kein anderes Insekt, kein Reptil diesen Graben zu überschreiten. Was aber am meisten an diesen Ameisenmärschen auffällt, ist, daß sie kleine Wasserrinnsale bis zu 20 Centimeter Breite an ihrem Vormarsch nicht hindern. Sie überschreiten sie — der Pater de Deken hat es selbst gesehen — auf einer Brücke, deren Bauart ihnen Menschen nie nachmachen könnten. Sobald die Heersäule auf ein solches Hinderniß stößt, werden stromaufwärts und stromabwärts Kundschafter ausgeschickt, um einen Zweig zu suchen, der, etwa in's Wasser gefallen, den Uebergang erleichtern könne; findet sich diese Gelegenheit nicht, dann geht es an's Brückenbauen. Von den größten und stärksten Ameisen, die sonst die Wächter sind, klammert sich ein Theil in einem engen Haufen am Uferrand fest; sie stellen das Widerlager der lebenden Brücke dar, die nunmehr gebildet wird. Auf ihnen nehmen andere Ameisen Platz, die sich schon etwas hinausschieben, aber dann hängen bleiben, ihnen folgen wieder andere und machen es ebenso, bis allmählich ein Bogen aus lebenden Ameisen entsteht, der sich nach dem Wasser zu herabsenkt und, sobald er hinreichend verlängert ist, auf dem anderen Ufer anlangt und dort befestigt wird. Auf dieser lebenden, aber unbeweglichen Brücke überschreiten dann die anderen Mitglieder des Ameisenheeres das Rinnsal, ohne daß ein einziges in's Wasser fiele. Wie löst sich aber diese Brücke wieder auf? Pater de Deken hat das leider nicht beobachten können, weil ihn das lange Warten auf das Ende des Ameisenzuges, der diese Brücke überschritt, schon zu sehr ermüdet hatte. Der Abbruch der Brücke vollzieht sich indeß genau so wie der Aufbau. Man sollte meinen, daß, wenn die Ameisen, die den ersten Stützpunkt bildeten, loslassen, die ganze Brücke oder wenigstens das eine Ende in's Wasser fallen muß; das ist aber, wie die Neger dem Pater versicherten, keineswegs der Fall; sondern die Ameisen, die auf dem verlassenen Ufer die Stützen bildeten, wechseln allmählich den bisher eingenommenen Standpunkt, verlassen aber nicht den Boden. Sie wenden abwärts, schwächen aber zugleich dieses Ende, soweit wie es geht, die Brücke bekommt allmählich auf dem entgegengesetzten Ufer ihr Hauptwiderlager, und erst, wenn sich der Bogen auf dem einen Ufer so weit gesenkt hat, daß er vom anderen Ufer her gespannt wird, dann lassen die wenigen Ameisen, die jetzt noch das dünne Ende der Brücke bilden, los; der Bogen schwebt jetzt wieder mit dem einen Ende in der Luft und verkürzt sich immer mehr, indem die Thiere von hinten her ihren Posten verlassen.

Ein Verdienst.

Graf: „Sagen Sie, Herr Hofrath, wofür haben Sie eigentlich Ihre vielen Orden bekommen?"

Hofrath (pikirt): „Nun, Herr Graf, ich habe mir doch nichts zu Schulden kommen lassen!"

Umschrieben.

Sergeant: „Schnucke, die Würste von zu Hause waren ja gut — nur die Zipfel saßen etwas zu nahe aneinander!"

Schlagender Beweis.

Louise (ihrer Freundin nachblickend): „Da sagt man immer, die Ella wäre unglücklich verheirathet und sie hat doch schon wieder einen neuen Hut auf!"